

Edward Fröhling SAC

P. Edward Fröhling SAC, Jahrgang 1975, gehört seit dem Jahr 2002 dem Pallottinerorden an. Seit 2009 ist er Juniorprofessor für Fundamentaltheologie und Theologie der Spiritualität an der Theologischen Fakultät der PTHV Vallendar.



Edward Fröhling SAC

Immer noch im Orden? Warum eigentlich nicht?

Vor gut 13 Jahren habe ich in der Gemeinschaft der Pallottiner meine ersten Versprechen abgelegt: Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, Armut, Gehorsam, Beharrlichkeit, Gütergemeinschaft und selbstlosen Dienst. Das war einen Tag vor meinem 27. Geburtstag – im üblichen Sprachgebrauch war ich damit ein „Spät-Berufener“: Nach dem Abitur hatte ich angefangen, Theologie zu studieren, weil ich das interessant fand ... Priester werden oder in eine Ordensgemeinschaft eintreten, das wäre mir damals nicht wirklich in den Sinn gekommen. Das lag nicht daran, dass ich „kirchen-fern“ gewesen wäre; ich war in der Pfarrei engagiert, ich liebte

die Gottesdienste und die Ruhe in der Kirche, die Lesungen aus der Bibel, die ich oft nur mit Tränen in den Augen anhören konnte, die Musik, vor allem die Musik ... und ich mochte die Kirche als „Raum“, wie eine große Höhle, in der ich oft einfach alleine saß, Gott „Hallo sagen“ zwischen Einkaufen und Hausaufgaben. Ich mochte es, die Leute dort zu treffen, wir waren eine große „Truppe“ von Jugendlichen: Jugendchor und Messdiener – der „Treffpunkt“ war der Sonntagsgottesdienst. Und wir hatten einen wirklich wunderbaren Pastor, Franz Elberskirch, ein stiller freundlicher, leider schwer kranker Mann, der nie großes Brimborium machte, der

aber immer ein freundliches Wort und immer vergnügt funkelnde Augen hatte. Die Kirche „im Dorf“ war mein Zuhause, über die „große Institution“ habe ich oft eher den Kopf geschüttelt. Mit den Leuten aus der Schule lasen wir Befreiungstheologie-Bücher und diskutierten uns die Köpfe heiß über alle möglichen Streitfragen ... Befremdlich war, dass wenn unser damaliger Kaplan Besuch von anderen jungen Priestern und Seminaristen hatte, die wichtigsten Themen auf einmal Weihrauchsorten, korrekte Handhaltung, Gewänder etc. waren. Zur Kirche war mein Verhältnis gespalten – sie hatte in meinen Augen ein Doppel-Gesicht, das machte sie mir suspekt. Das Selber-Denken, das kritische Fragen, die Unruhe, das „ungezähmte“ Leben, Frauen, Querdenker, Zweifler und Streitlustige ... all das hatte in meinen Augen im „großen System“ keinen Platz. Ein Blick ins Priesterseminar damals schaffte innerhalb eines Besuchsnachmittags eindeutige Klarheit: Da würden mich keine zehn Pferde hineinbekommen!

Wenn ich an diese „Anfangszeit“ zwischen Schule und Studium zurückdenke, dann erinnere ich mich an zwei Bücher, die ich damals „verschlungen“ habe: Das eine, geschrieben von Fritz Köster trug den Titel „Kirche im Koma“. Darin war mit großer Ehrlichkeit und Mut für mich all das zusammengesammelt, was mich vom „System Kirche“ Abstand halten ließ: die Enge, die Langeweile, die Kritik-Unfähigkeit, die ganzen Äußerlichkeiten und die klerikalen Wichtigtuereien rund um die sogenannte „Würde“, hinter der sich in meinen Augen eher Weltfremdheit, Unsicherheit und autoritäres Gehabe versteckten. Fritz Köster, lange Jahre Pfar-

rer bei Boppard am Rhein, hatte damals einen Vortag an unserer Schule in Koblenz gehalten – und mir wirklich imponiert in seiner Klarheit und auch mit der Freude und dem Feuer, mit dem er uns Schülerinnen und Schüler ermutigte, uns von dem komatösen Zustand der Kirche nicht abschrecken zu lassen, sondern unsere Energie, unseren Mut und unsere Phantasie dafür zu nutzen, den „Patienten“ aus dem Koma aufzuwecken, wo immer das möglich ist. Er selbst hielt das offensichtlich für möglich. Er war der erste Pallottiner, den ich als solchen wahrgenommen habe und dessen Mut, Schwung und Idealismus ich bewunderte. Das zweite Buch war eines von Dorothee Sölle: „Gott denken“ – Eine Einführung in die Theologie. Das ließ mich nicht los: In verständlicher und schöner Sprache ein auf seltsame Weise MEHR als „kritisches“ Buch. Diese Frau ging einfach davon aus, dass man „Gott loben kann, ohne zu lügen und ohne sich zu belügen“, dass das nicht in den Begriff zu bekommende Geheimnis Gottes im Denken und Fragen zwar nicht begriffen, aber „berührt“ werden kann, dass der Versuch, „Gott zu denken“ eigentlich nur ein Ziel hat: Gott zu lieben. Und dass Gott uns für dieses „Lieben-Lernen“ als wichtigste Gaben wache Sinne, ein lebendiges Herz und einen kritischen Verstand geschenkt hat. Das war die unglaublichste und unabweisbarste Einladung zum Theologie-Studieren. Dorothee Sölle war „schuld“, dass ich Philosophie und Theologie studieren wollte – Fritz Köster war „schuld“, dass ich mit diesem Wunsch bei den Pallottinern landete – an ihrer Fakultät schien mir ein Raum von viel Freiheit zu sein. Bis heute kann ich,

Gott sei Dank, sagen: Das war kein Irrtum.

Die Studienzeit war „Krisen-Zeit“. Ich habe immer gestaunt, wenn es anderen gelang, all die Fragen, mit denen wir uns beschäftigen durften, sollten, mussten, wollten ... sozusagen „innerlich auf Abstand zu halten“, die lernen konnten, ohne die ständige Frage, was das „für mich heißt“. Die Philosophie, die Bibel, die Kirchengeschichte, all die Bücher, Gesichter und Biographien durch die Jahrhunderte – immer die gleichen Fragen: „Was machst eigentlich DU mit deinem Leben? Wofür gibst du deine Energie? Was ist ‚das von Gott‘, das dir geschenkt ist? Was hat der sich bloß gedacht, dass er mich, so wie ich bin ‚ins Leben gerufen hat‘? Warum will der mich ... und: was will der von mir?“ Ich konnte mir diese Fragen nicht „vom Leib halten“. Heute bin ich mir bei einer Sache ziemlich sicher: Ich bin kein Spät-Berufener; ich bin auch kein Spät-Hörender. Ich bin einer, der ein paar Jahre brauchte, um auf das Rufen-Hören die richtige „Antwort“ zu finden, einer, dem es nicht leicht gefallen ist zu glauben, dass Gott mit mir unruhigem Geist etwas anfangen kann, dass ich eigentlich wirklich nur eines will: Gott verstehen und lieben lernen. Ich habe lange gebraucht, zu begreifen, dass „Gehorsam“ nicht unbedingt mit Unterwerfung und Machtspielchen zu tun hat. Ich habe lange gebraucht, zu spüren, dass Ehelosigkeit nicht unbedingt mit emotionaler Verkrüppelung und falschem „Sich-Opfern“ zu tun hat. Und ich habe lange gebraucht, zu verstehen, wie man im „System Kirche“ leben kann, wie man Priester sein kann, ohne der Versuchung klerikaler Überheblichkeit „auf den Leim zu gehen“. Ich bin

heute sehr dankbar für diese sieben unruhigen Jahre – für das Studium, für die vielen wunderbaren Menschen, die mir in diesen Jahren begegnet sind, für die Zeiten des Verliebtseins und die der Enttäuschung, für Streit und „Erleuchtung“ in gleicher Weise, für meine Not und meine Freude, für die Freundschaft und die Freiheit, die mir geschenkt wurde und wird bis heute. Ich bin dankbar für meine MitstreiterInnen und für Gottes unendliche Geduld mit mir. Mehr als für das Geschenk, „bei den Pallottinern gelandet zu sein“, muss ich für die Bekanntschaft mit Vinzenz Pallotti Danke sagen, der wirklich mein Leben verändert hat mit seiner Vision vom „Universalen Apostolat“, von einer Kirche, die das Licht des Evangeliums nicht in selbstgemachte Schranken weist, von einer Kirche, in der alle „miteinander mit Gott mit-arbeiten“. An Pallotti liebe ich vor allem seine Grenzenlosigkeit, seine Eindeutigkeit, wenn er von Gott als „Unendlicher Liebe und Barmherzigkeit“ spricht, wenn er uns alle ermutigt, im guten Sinn „grenzenlos“ zu denken, zu leben und zu lieben. Ich bin froh, dass er uns „den Kopf wäscht“, wenn wir uns in dumme Phantasien versteigen, dass Priester „etwas Besseres“ wären, dass kirchlicher Dienst etwas mit „Aufstieg“ zu tun hätte, dass wir unserer Identität durch Äußerlichkeiten, durch Titel, durch was auch immer irgendeinen Glanz verliehen müssten oder könnten. Der einzige Glanz ist, dass ich, dass wir alle lebendige Ebenbilder dieses geheimnisvollen, unendlichen Gottes sind.

Wenn ich an die Noviziatszeit und an meine Profess oder auch die Priesterweihe denke, dann ist das der Punkt, mit dem ich mich am meisten „herumge-

quält“ habe. Es brauchte keine lange Überzeugungsarbeit, wenn es um die Einsicht ging, dass im Volk Gottes bei aller Unterschiedlichkeit der uns geschenkten Gaben und damit der uns zugetraut und zugemuteten Aufgaben eine fundamentale Gleichheit herrscht, die jede Form von Klerikalismus und „Hochwürden-Getue“ nur lächerlich und ärgerlich erscheinen lässt. Was ich über viele Jahre nur schwer glauben und verstehen konnte, das ist, dass Gott mich wirklich will – dass er wirklich MICH will. Ich kenne mich ganz gut, ich verstehe Pallotti sehr gut, wenn er den „Licht-Gedanken“ von der Gott-Ebenbildlichkeit ergänzt damit, dass er sich selbst „Nichts und Sünde“ nennt. Das ist kein Widerspruch, das sind „zwei Seiten einer Medaille“. Ich weiß, ich bin alles andere als ein „perfektes“ Gottes-Abbild. Ich bin oft eher ein innerlicher Schrotthaufen. Ehelosigkeit, Armut, Gehorsam, Gütergemeinschaft, Dienen-Wollen ohne Selbst-Herrlichkeit ... all das ist nicht schwer zu versprechen, wenn man diese Evangeliums-Ideale einmal verstanden und liebgewonnen hat. Das ist kein „Opfer-Leben“, das habe ich bewusst, frei und wirklich gut überlegt gewählt. So will und kann ich leben – das sind für mich „richtige“, stimmige „Koordinaten“ (auch wenn ich von Tag zu Tag an der Einlösung mehr oder weniger erfolgreich „herumwurschtele“). Was mir wirklich schwer fiel und wenn ich ehrlich bin, immer noch schwer fällt, ist das Leben in der „Atmosphäre“ in der diese Einzelversprechen eingebettet sind. Die Einzelversprechen sind eigentlich total zweitrangig. Was letztlich zählt, ist ein anderer Teil unserer Profess-Formel: „Ich übergebe, schenke und weihe mich ganz Gott, dem Allmächtigen, und will unse-

rem Herrn Jesus Christus nachfolgen.“ Das wirklich Herausfordernde sind diese zwei Dinge: „Mich ganz Gott schenken“ – „Jesus nachfolgen“. Das erste hat mich im Noviziat manchmal fast verzweifeln lassen: „Ich mich ganz“ – da zählt jedes Wort. Ich finde es nicht leicht zu glauben (und das ist eine Herzens- und keine Verstandessache), dass Gott mich wirklich „ganz“ will. Dieses „Ganz“ ist ja mehrdeutig. Schwerer als die Deutung als „total“ und „ohne Hintergedanken“ ist die Einsicht, dass Gott mich, so wie ich bin, wirklich „ganz“ nimmt – nicht nur meine „Schokoladenseite“, dass Gott etwas mit mir, mit all meinen Ecken und Kanten, meinen Grenzen und Verrücktheiten, mit meiner Kompliziertheit und Bockigkeit, mit meinem Versagen und auch mit meinem Versprechen-Brechen, „anfangen“ kann und will. Vieles an mir würde ich manchmal lieber verstecken, Gott nur das „Schöne und Gute“ geben und zeigen müssen. Aber er sagt: „Komm, gib dich ganz! Gib mal ALLES her, keine Angst, ich mache was draus!“ Ich weiß bis heute nicht wirklich so richtig, was Gott da aus mir machen will. Ich übe das Mich-Geben, ich übe, mich nicht zu verstecken, ich übe, keine Angst zu haben, eigentlich „Nichts und Sünde“ zu sein. Manchmal denke ich, dass das der eigentliche Sinn des „Ordenslebens“ ist: Üben, im Angesicht Gottes ein Mensch zu sein – einfach nur ein Mensch, ohne Fassade, ohne Titel, ohne Getue. Mensch-Sein-Üben und Jesus-Folgen-Üben.

Priester-Sein ist auch nichts anderes. „Versprichst du, dich jeden Tag mehr darum zu bemühen, Jesus ähnlich zu werden?“ – So oder so ähnlich wurden wir bei der Weihe gefragt. Dieses „Ja“ fand ich schwer zu sagen. Ich weiß

nicht, ob ich das kann. Und man sagt „Ja“ – und wird in Dienst genommen. Manchmal wird mir schwindelig, wenn ich in der Eucharistiefeier sage „Das ist mein Fleisch und mein Blut – für euch“. Schwindelig, weil mein Fleisch nicht hingabefreudig und mein Blut „vergiftet“ ist. Ich weiß nicht, ob das jemals aufhören wird. Bis heute versuche ich, in diesen Momenten, nicht meine Stimme zu hören – und gleichzeitig gibt es nichts, was „schöner“ ist, sagen zu dürfen. Vielleicht habe ich zu viel Dorothee Sölle gelesen: „Gott loben ohne zu lügen!“ Was soll ich sagen, außer: Ich danke Pallotti für seinen unendlich freundlichen Blick und ich danke Gott für seine unendliche Barmherzigkeit, wenn die zwei ansehen müssen, wie tollpatschig ich hier „herum-übe“ mit meinem Mensch-Sein.

Das tue ich „im Alltag“ im Moment als Hochschullehrer. Ich habe nie gedacht, dass ich mal SO zurückkomme in den „Raum der Freiheit“, den ich selbst im Theologiestudium gefunden habe, weil zwei unruhige Geister mich nach Valendar „geloct“ haben: Fritz und Dorothee. Für beide sage ich täglich: „Gott sei Dank!“. Und jetzt versuche ich, den Studentinnen und Studenten – so gut es mir eben gelingt – das Gott denken und das Gott lieben „schmackhaft zu machen“ und bin froh, dass ICH das nicht „machen“ muss, dass ich Pallotti begegnen durfte, der mir versprochen hat, dass ich da „mit anderen zusammen mit Gott zusammenarbeite“. Das macht bei aller Arbeit (schöner wäre weniger Arbeit) viel Freude. Ich mag meine Studierenden, es ist schön, ihre Gesichter zu sehen – und wenn manche unruhig sind und angestrengt und manchmal zweifelnd mir entgegengucken, dann ist es

fast, als würde ich in einen Spiegel schauen. Menschen-werden-Üben. Das Schönste und das Schwierigste.

Eigentlich sollte ich ja schreiben, warum ich eigentlich „immer noch da bin“. Ich gebe zu, die Frage hat mich sehr irritiert! Warum nicht? Ich bin nicht fertig mit dem Üben. Ich befürchte – und hoffe – ich kann noch viele Jahre üben: Mensch-Sein, Jesus nachfolgen, Gott denken, Gott lieben, Leute zum „auch üben wollen locken“.

Ich habe mich vor vielen Jahren ungeplant verliebt in das Evangelium, in

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Pallotti, in seinen Traum einer nicht-komatösen Kirche, in den freundlichen Blick, der mir jeden Tag sagt: „Gib dich mir ganz!“, auch wenn ich mich selbst beim Blick in den Spiegel nicht mag manchmal – so ist das. Aus fast allem, was ich mir vor 20 Jahren so gedacht habe, was ich „aus meinem Leben machen kann“, ist nichts geworden – das, was ich nicht wollte (Priester werden, in eine „Ordensgemeinschaft“ eintreten, „ohne Sicherheits-Abstand“ in der Kirche leben, in der Wissenschaft arbeiten, zölibatär leben ...), das bin und tue ich jetzt. Ich habe versprochen, und ich habe mich dabei nicht versprochen, dass ich mein Leben aus meiner Hand geben will. Es gibt jemanden, der die Dinge besser im Blick hat als ich selbst, mit dem es schön ist, „zusammenarbeiten“ zu dürfen und zu können.

Und deshalb beschließe ich diese Überlegungen mit Gedanken aus einem Liebeslied von Reinhard Mey, das ist für mich bis heute eines der schönsten Gebete. Mehr kann ich nicht sagen zur Frage, warum ich eigentlich immer noch nicht ausgetreten bin.

Mit wieviel Hoffnungen hat alles angefangen,
Wieviel Erwartung auf dem Weg, der vor uns lag.
Wir sind seitdem manch' Stück darauf gegangen,
Und doch ist er für mich neu wie vor Jahr und Tag.
Ich zähl' die Jahre, die seitdem verstrichen,
Schon lange nicht mehr an den Fingern einer Hand,
Und doch ist nichts von Deinem Bild verblichen,
Vermiss' ich nichts, was ich liebenswert daran fand.

Ich habe tausendmal versucht, Dich zu erlernen,
So, wie man aus einem Buch lernen kann, ich Tor.
Und sah mit jeder Lektion sich mein Ziel entfernen,
Und heute weiß ich weniger noch als zuvor.
Ich habe tausendmal versucht, voranzusehen,
Wie Du wohl handeln würdest, aber jedesmal,
Wenn ich schon glaubte, alles an Dir zu verstehen,
Erschien es mir, als säh' ich Dich zum ersten Mal.
Lachen und Weinen sind in jener Zeit verklungen,
Die in Siebenmeilen-Stiefeln an uns vorüber eilt,
Und von den besten all meiner Erinnerungen
Hab' ich die schönsten, meine Freundin, wohl mit Dir geteilt.

Meine „Freundin“ ist die „Vereinigung vom katholischen (universalen) Apostolat“, in der Gott mich umworben und „herumgekriegt“ hat. Es stimmt: nicht alles ist Gold bei uns, wir sind und bleiben in vielerlei Hinsicht ein uneingelöstes Versprechen. Trotzdem und gerade deswegen kann ich den Kehrsvers dieses Liedes täglich beten „ohne zu lügen“: „Nein, keine Stunde gibt's, die ich bereute!“

Wie vor Jahr und Tag, liebe ich Dich doch,
Vielleicht weiser nur und bewusster noch,
Und noch immerfort ist ein Tag ohne Dich
Ein verlor'ner Tag, verlor'ne Zeit für mich.
Wie vor Jahr und Tag ist noch immerfort
Das Glück und Dein Name dasselbe Wort. [...]